



JENNIFER HILLIER hat Angst im Dunkeln – bevor sie schlafen geht, schaut sie mehrmals nach, ob alle Türen gut verschlossen sind. Trotzdem ist ihr Lieblingsautor Stephen King. Mit ihrem Mann und dem gemeinsamen kleinen Sohn lebt sie in Toronto, Kanada. Nach *Liebe mich, töte mich* ist dies ihr neuer Thriller in deutscher Sprache.

Denk an mich, wenn du stirbst in der Presse:

»Nicht verpassen!« *USA Today*

»Große Empfehlung!« *New York Post*

»Diabolisch gut geplottet!« *Publishers Weekly*

Außerdem von Jennifer Hillier lieferbar:

Liebe mich, töte mich. Thriller

JENNIFER HILLIER

DENK AN
MICH
WENN DU
STIRBST

Thriller

*Aus dem Amerikanischen von
Charlotte Breuer und Norbert Möllemann*

Die Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel *Little Secrets*
bei St. Martin's (Minotaur), New York.

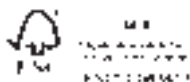
Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Das Zitat auf S. 21 stammt aus dem Gedicht *Have You Ever Tried
to Enter the Long Black Branches?* von Mary Oliver und wurde
von den Übersetzern ins Deutsche übertragen.

Das Zitat auf S. 217 stammt aus dem Song *Fell on Black Days*
von Soundgarden. Urheber von Text und Musik ist Chris Cornell.

Das Zitat auf S. 299 stammt aus dem Song *Down in a Hole* von Alice
in Chains. Urheber von Text und Musik ist Jerry Cantrell.

Das Zitat auf S. 447 stammt aus dem Song *Closing Time* von Semisonic.
Urheber von Text und Musik ist Dan Wilson.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2022

Copyright © 2020 der Originalausgabe by Jennifer Hillier

Copyright © 2022 der deutschsprachigen Ausgabe by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press
durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30161 Hannover vermittelt.

Redaktion: Stefan Lux

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagabbildung: www.buerosued.de

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10767-5

www.penguin-verlag.de

Für Darren und Mox

*Alles, woran ich zerbrochen bin,
hat mich letztlich hierhergebracht,
und ich würde alles wieder genauso machen.*

Und für Lori Cossetto

*Ohne Dich hätte ich das nicht durchgestanden,
und ich bin Dir unendlich dankbar.*

Kapitel 1

An einem normalen Tag ist der Pike Place Market eine Touristenfalle. Aber in der Vorweihnachtszeit, wenn alle auf den letzten Drücker Weihnachtseinkäufe erledigen, noch dazu an einem extrem milden, sonnigen Wochenende – was im Dezember fast nie vorkommt –, ist es nirgendwo in Seattle so brechend voll wie hier.

Marin hat Sebastians Jacke in eine ihrer Einkaufstaschen gestopft, trotzdem ist er nass geschwitzt. Seine kleine Hand rutscht jedes Mal aus ihrer, wenn er versucht, seine Mutter in eine andere Richtung zu ziehen.

»Mommy, ich will einen Lutscher«, sagt er zum zweiten Mal. Er ist müde und nörgelig, und eigentlich bräuchte er ein Nickerchen. Aber Marin muss noch ein letztes Geschenk besorgen. Sie bildet sich etwas darauf ein, dass sie sehr persönliche, mit Bedacht ausgewählte Geschenke macht. Doch ihr vierjähriger Sohn interessiert sich nicht die Bohne für Weihnachtseinkäufe. Sebastian glaubt, dass der Weihnachtsmann die Geschenke bringt, und im Moment will er nur etwas Süßes.

»Bash, bitte, nur noch fünf Minuten«, sagt sie entnervt. »Dann kriegst du einen Lutscher. Aber bis dahin musst du brav sein. Abgemacht?«

Das Angebot stellt ihn zufrieden, und er hört auf zu quengeln. In der Markthalle gibt es einen Süßwarenladen. Die beiden kennen ihn gut, sie sind schon oft dort gewesen. Der Laden ist total schickimicki, es werden hauptsächlich Süßigkeiten aus eigener Produktion verkauft, und er ist vor allem bekannt für seine »von-der-Bohne-bis-zur-Schokolade-handgemachten-französischen-Trüffel«. Die Fassade ist blasstürkis gestrichen und der Name des Ladens in goldener Kursivschrift auf das Schaufenster gemalt: *La Douceur Parisienne*. Es gibt nichts unter vier Dollar, und der riesige Lutscher, den Sebastian haben will – rund, in Regenbogenfarben –, kostet fünf.

Kein Witz, fünf Dollar für einen Lutscher. Der reine Wahnsinn, das ist Marin klar. Aber zu Sebastians Verteidigung muss erwähnt werden, dass er nichts von der Existenz dieser Luxuslutscher wüsste, wenn seine Mutter ihn nicht schon mehrmals mit in den Laden genommen hätte, um diese Trüffel zu kaufen, die zugegebenermaßen verdammt köstlich sind. Sie sagt sich, dass es okay ist, ihren Sohn hin und wieder mal zu verwöhnen, außerdem werden für die Süßigkeiten von *La Douceur Parisienne* ausschließlich Rohrzucker aus biologischem Anbau und Honig aus der Region verwendet. Derek allerdings sieht das anders. Er ist der Meinung, dass sie versucht, den Kleinen ganz nach ihrem Vorbild zu einem wählerischen Esser zu erziehen.

Aber Derek ist nicht hier. Er ist in irgendeiner Sportkneipe an der First Avenue und sieht sich bei einem Bier ein Spiel der Huskies an, während Marin, ihren übermüdeten Sprössling im Schlepptau, die letzten Weihnachtseinkäufe erledigt.

Es vibriert in ihrer Tasche. Bei dem Markttrubel kann sie ihr Handy nicht hören, aber sie spürt es, und sie lässt die Hand ihres Sohnes los, um es herauszunehmen. Vielleicht ist es ja Derek, und das Spiel ist schon vorbei. Sie wirft einen Blick aufs Display. Es ist nicht ihr Mann. Sie hat jetzt überhaupt keinen Nerv zu plaudern, aber es ist Sal. Sie kann den Anruf unmöglich ignorieren.

»Bash, bleib hier«, befiehlt sie ihrem Sohn und nimmt das Gespräch an. »Hallo.«

Sie klemmt sich das Handy zwischen Ohr und Schulter und wünscht, sie hätte ein Paar AirPods für solche Gelegenheiten, denkt jedoch im selben Moment, dass sie keine von diesen beknackten Müttern sein will, die permanent mit diesen weißen Stöpseln im Ohr rumlaufen.

»Alles in Ordnung? Wie geht's deiner Mutter?« Sie nimmt Sebastian wieder an die Hand, während ihr ältester Freund ihr von seinem anstrengenden Vormittag berichtet. Sals Mutter hat vor Kurzem eine neue Hüfte bekommen. Jemand rempelt Marin an, sodass ihr die Handtasche und die Einkaufstasche von der Schulter rutschen. Sie wirft den Leuten böse Blicke hinterher. Touristen.

»Mommy, nicht telefonieren«, nölt Sebastian und zerrt an ihrer Hand. »Du hast gesagt, ich krieg einen Lutscher. Einen großen, bunten.«

»Bash, was hab ich gesagt? Du musst dich gedulden. Zuerst müssen wir noch was anderes erledigen.« Dann sagt sie ins Telefon: »Tut mir leid, Sal, kann ich dich gleich zurückrufen? Wir sind auf dem Markt, und hier ist der Teufel los.«

Sie steckt das Handy wieder ein und erinnert Sebas-

tian an ihre Abmachung. Das mit den Abmachungen ist für beide noch ziemlich neu, es hat angefangen, als Sebastian vor ein paar Monaten auf einmal nicht mehr in die Badewanne wollte. »Wenn du in die Wanne gehst, lese ich dir vor dem Schlafengehen zwei Bücher vor«, hat sie ihm angeboten, und das hat Wunder gewirkt. Am Ende haben sie beide davon profitiert. Das mit dem Baden funktioniert jetzt reibungslos, und hinterher schmiegt er sich mit seinem duftenden Haar an sie, und sie liest ihm ihre Lieblingsbücher von früher vor. *Coco*, *der neugierige Affe* und *Gute Nacht, lieber Mond* sind immer dabei. Es sind für sie die schönsten Momente mit ihrem Kind, und sie fürchtet sich schon vor dem Tag, an dem Sebastian nicht mehr kuscheln und seine Bücher lieber selber lesen will.

Nachdem sie ihm gedroht hat, dass er keinen Lutscher bekommt, wenn er weiter quengelt, ist Sebastian erst mal still. Marin ist genauso müde und verschwitzt wie er, außerdem hat sie Hunger und bräuchte dringend eine Dosis Koffein. Aber Kaffee – und Lutscher – müssen warten. Sie sind mit Derek im ältesten Starbucks der Welt verabredet, das sich direkt neben dem Süßwarenladen befindet, aber eine Belohnung gibt's für beide erst, wenn alle Einkäufe erledigt sind.

Das letzte Geschenk auf Marins Liste ist für Sadie, die Geschäftsführerin ihres Friseursalons in der Innenstadt. Sie ist im siebten Monat schwanger und hat angedeutet, dass sie sich vorstellen kann, ihren Job aufzugeben und Hausfrau und Mutter zu sein. Natürlich findet Marin, dass jede Frau das Recht hat zu entscheiden, was das Beste für sie und ihre Familie ist, aber sie würde Sadie

nur ungern verlieren. Sadie hat neulich erwähnt, dass sie im Edelantiquariat im Untergeschoss des Markts eine Erstausgabe von *Die Geschichte von Benjamin Kaninchen* gesehen hat. Falls das Buch noch da ist, will Marin es für sie kaufen. Sadie ist seit zehn Jahren eine zuverlässige Angestellte, und sie hat ein ganz besonderes Geschenk verdient. Außerdem könnte es Sadie daran erinnern, wie sehr sie ihre Chefin – und ihren Job – schätzt, und vielleicht dazu bringen, dass sie nach ihrem Mutterschaftsurlaub doch zurückkommt.

Sebastian versucht wieder, sich aus ihrem Griff zu befreien, aber Marin zieht ihn unbeirrt in Richtung Buchladen, wo sie zu ihrer Erleichterung feststellt, dass die Erstausgabe von Beatrix Potters Buch noch da ist. Beim Bezahlen legt sie noch ein paar *Franklin – Eine Schildkröte erobert die Welt*-Bücher dazu. Auf dem Weg zurück ins Erdgeschoss vibriert ihr Handy erneut. Diesmal ist es eine Textnachricht.

Spiel zu Ende. Die Nachricht kommt von Derek, Gott sei Dank. Sie könnte jetzt wirklich ein bisschen Unterstützung brauchen. *Bin unterwegs zu euch. Wo seid ihr?*

Sie spürt, wie Sebastians klebrige Hand sich der ihren entwindet. Ist in Ordnung. Sie braucht beide Hände, um Derek zu antworten. Außerdem ist ihr Sohn direkt neben ihr, er hält sogar mit ihr Schritt, einen Arm gegen ihre Beine gedrückt, als sie auf den Ausgang zueilt, zu ihrem letzten Ziel, dem Süßwarenladen. Versprochen ist versprochen. Der Gedanke daran, wie ein Schoko-Himbeer-Trüffel in ihrem Mund schmilzt, macht es ihr aber auch sehr leicht, zu ihrem Wort zu stehen.

Auf dem Weg zu Parisienne, tippt sie ins Handy. Dann zu Starbucks. Soll ich dir was mitbringen?

Ich sterbe vor Hunger, antwortet ihr Mann. Wollen wir uns lieber am Taco-Stand treffen?

Marin verzieht das Gesicht. Sie ist kein Fan von diesen Tacos oder überhaupt von irgendwelchem Essen an irgendwelchen Imbissbuden. Als sie das letzte Mal einen Taco an dem Stand gegessen hat, war ihr hinterher ganz schlecht.

No bueno, schreibt sie. Wir können doch auf dem Heimweg bei Fénix ein paar Pulled-Pork-Sandwiches holen. Viel besseres Fleisch.

Hab JETZT Hunger, antwortet Derek. Brauch was zwischen die Kiemen. Und wenn du brav bist, kriegst du heute Abend von mir besseres Fleisch, Baby.

Sie verdreht die Augen. Einige ihrer Freundinnen beklagen sich, dass ihre Männer sie überhaupt nicht mehr anmachen. Ihrer hat gar nichts anderes im Sinn. *Okay. Meinetwegen, hol dir einen fettigen Taco. Aber du bist mir was schuldig, Großer.*

Perfekt. Stehe schon in der Schlange, lautet seine von einem zwinkernden Emoji begleitete Antwort. Bis gleich. Kaufe Bash n Churro.

Als sie gerade gegen das fettige Gebäck Widerspruch einlegen will, merkt sie, dass sie Sebastian nicht mehr an ihrem Bein spürt. Sie blickt vom Handy auf und rückt den Riemen ihrer Tasche zurecht, die immer schwerer wird. Dann schaut sie sich um. »Bash? Sebastian?«

Er ist nirgends zu sehen. Reflexhaft bleibt sie stehen, sodass jemand von hinten gegen sie läuft.

»Ich kann es nicht ausstehen, wenn Leute einfach ste-

hen bleiben«, sagt der Mann lauter als nötig zu seinem Begleiter, während er um sie herumgeht.

Das ist ihr schnuppe. Sie kann ihren Sohn nirgends entdecken und gerät in Panik. Sie reckt den Hals und sieht sich in der mit Einheimischen und Touristen überfüllten Markthalle um. Weit kann er nicht gekommen sein. Sie wendet sich in alle Richtungen in der Hoffnung, Sebastian irgendwo zu entdecken, seine dunklen Haare, die ihren eigenen in Farbe und Struktur so sehr ähneln. Er trägt einen braun-weißen Pullover mit einem Rentier auf der Brust, handgestrickt von einer langjährigen Kundin, den Sebastian so toll findet, dass er seit einer Woche nichts anderes anziehen will. Und der Pullover ist wirklich putzig, das Rentier hat Ohren aus Kunstfell, die über den Knopfaugen wackeln.

Vergeblich lässt Marin ihren Blick schweifen. Keine Spur von Sebastian, keine Spur von einem Rentier.

Sie drängt sich jetzt aggressiver durch die Menge, ihre Handtasche, ihrer beider Winterjacken und die vollgestopfte Einkaufstasche werden von Minute zu Minute schwerer. Immer wieder ruft sie seinen Namen. »Sebastian! *Sebastian!*«

Andere Marktbesucher werden zwar auf sie aufmerksam, aber die meisten werfen nicht mehr als einen kurzen Blick in ihre Richtung. Der Markt ist restlos überfüllt, und der Geräuschpegel macht ihr das Denken schwer. Sie kommt am Fischstand vorbei, wo drei kräftige Fischer in blutbefleckten Latzhosen mit den Kunden flachsen, während sie sich zur Belustigung der umherstehenden Marktkunden frische Lachse zuwerfen wie Bälle.

»Sebastian!« Sie ist verzweifelt. Das Handy in ihrer

Hand vibriert. Eine Textnachricht von Derek. Er ist gleich dran am Taco-Stand und fragt zum letzten Mal, ob sie auch etwas möchte. Die SMS nervt sie. Sie will keinen Scheißtaco, sie will ihren Sohn wiederhaben.

»Sebastian!«, schreit sie aus vollem Hals. Inzwischen ist sie nicht nur panisch, sie ist hysterisch, und vermutlich sieht sie aus wie eine Irre, denn die Leute sehen sie mit einer Mischung aus Skepsis und Angst an.

Eine ältere Dame mit einer silbernen Dauerwelle spricht sie an. »Kann ich Ihnen helfen, Ma'am? Haben Sie Ihr Kind verloren?«

»Ja, ein kleiner Junge, er ist vier, er hat braune Haare und trägt einen Pullover mit einem Rentier drauf, und er heißt Sebastian«, sprudelt es aus ihr heraus. Marin muss sich beruhigen, sie muss atmen, Hysterie nützt ihr überhaupt nichts. Wahrscheinlich ist es sowieso albern, derart in Panik zu geraten. Das hier ist eine hippe, touristische Markthalle, es gibt Sicherheitsleute, und es ist bald Weihnachten, und so kurz vor Weihnachten entführt doch keiner ein Kind. Sebastian läuft bestimmt irgendwo hier herum, und gleich wird ihn jemand zu ihr bringen, und sie wird sich verlegen bedanken und ihren Kleinen erleichtert in die Arme nehmen. Und anschließend wird sie ihm einschärfen, dass er *immer darauf achten soll, dass er sie sehen kann*, denn *wenn er sie nicht sehen kann, kann sie ihn auch nicht sehen*, und dann werden seine großen Augen sich mit Tränen füllen, er fängt nämlich immer an zu weinen, wenn sie sich aufregt, egal, weswegen. Und dann wird sie sein kleines rundes Gesicht mit Küssen bedecken und ihm einschärfen, dass er außer Haus immer in ihrer Nähe bleiben

muss, damit ihm nichts zustößt. Dann wird sie ihm versichern, dass jetzt alles gut ist, und das mit noch mehr Küssen bekräftigen, und dann gibt es natürlich auch den Lutscher, versprochen ist versprochen. Und später, zu Hause, wenn Sebastian schläft und sie Derek von dem Vorfall berichtet, wird sie ihm erzählen, was für eine Scheißangst sie ausgestanden hat, als sie ein paar Minuten lang nicht wusste, wo ihr Sohn war. Und dann wird ihr Mann sie trösten und sie daran erinnern, dass alles noch einmal gut gegangen ist.

Denn es wird alles gut werden. Denn sie werden ihn finden. Natürlich werden sie ihn finden.

Sie ruft Derek an. In dem Moment, als er sich meldet, verliert sie die Nerven. »Sebastian ist weg«, kreischt sie ins Handy. »Ich hab ihn verloren.«

Derek kennt alle ihre Stimmlagen, und er weiß sofort, dass es ernst ist. »Was?«

»Ich kann ihn nicht finden!«

»Wo bist du?«, fragt er, und sie schaut sich um, nur um festzustellen, dass sie sich weiterbewegt hat, weit weg vom Fischstand. Sie steht in der Nähe des Haupteingangs unter der berühmten Leuchtreklame, die in riesigen roten Lettern verkündet PUBLIC MARKET.

»Ich steh neben dem Schwein«, sagt sie. An der beliebten Bronzeskulptur haben sie sich schon oft verabredet.

»Rühr dich nicht von der Stelle. Ich bin gleich da.«

Aus der älteren Dame, die ihre Hilfe angeboten hat, sind inzwischen drei Frauen verschiedenen Alters geworden, und eine davon hat ihren Mann losgeschickt, um jemanden vom Sicherheitsdienst zu holen. Wenige Minu-

ten später kommt Derek an, total außer Atem, weil er vom anderen Ende der Markthalle bis hierher gelaufen ist. Als er seine Frau ohne Sebastian erblickt, erstarrt er. Es ist beinahe, als hätte er damit gerechnet, dass sich die Aufregung bis zu seinem Eintreffen in Wohlgefallen aufgelöst haben und seine Aufgabe nur noch darin bestehen würde, seine völlig aufgelöste, erleichterte Frau und sein verängstigtes, weinendes Kind zu trösten, denn das Trösten ist seine Stärke. Aber es gibt kein weinendes Kind und auch keine erleichterte Ehefrau, und einen Augenblick lang ist er vor Ratlosigkeit wie gelähmt.

»Verdammt, Marin?«, stößt er schließlich hervor.
»Was hast du getan?«

Er hat sich unglücklich ausgedrückt, und er klingt vorwurfsvoller, als er es vermutlich gemeint hat. Doch sie zuckt bei jedem Wort zusammen, und sie weiß, dass diese Frage sie für alle Zeiten verfolgen wird.

Was hat sie getan? Sie hat ihren Sohn verloren, das hat sie getan. Und sie ist bereit, die ganze Schuld auf sich zu nehmen und alle um Verzeihung zu bitten, sobald er gefunden ist, denn sie werden ihn finden, sie müssen ihn finden, und wenn er wieder da ist, wenn sie ihn in die Arme schließen kann, wird sie sich vorkommen wie eine Vollidiotin.

Sie kann es kaum erwarten, sich wie eine Vollidiotin vorzukommen.

»Er war bei mir, ich hab seine Hand losgelassen, um dir eine SMS zu schicken, und dann war er plötzlich weg.« Sie ist inzwischen vollkommen durchgedreht, die Leute schauen nicht nur verstohlen zu ihr herüber, sie bleiben stehen, bieten ihre Hilfe an, bitten um eine Be-

schreibung des kleinen Jungen, der seiner Mutter weg-
gelaufen ist.

Zwei Sicherheitsleute in dunkelgrauer Uniform nähern sich mit dem hilfsbereiten Ehemann einer der drei Frauen, der den Männern bereits erklärt hat, dass sie einen kleinen Jungen mit einem Pullover mit einem Fuchs suchen.

»Kein Fuchs«, faucht Marin, was jedoch niemanden zu stören scheint. »Ein Rentier. Es ein braun-weißer Pullover mit einem Rentier vorne drauf, die Augen sind schwarze Knöpfe ...«

»Haben Sie ein Foto von ihm, auf dem er den Pullover trägt?«, fragt einer der Männer, und sie muss sich zusammenreißen, um ihn wegen der dämlichen Frage nicht anzuschreien. Erstens, wie viele Vierjährige wird es wohl in dieser Markthalle geben, die den gleichen, handgestrickten Pullover tragen? Und zweitens hat sie natürlich ein Foto von ihrem Sohn, ihr verdammtes Handy ist voll davon.

Sie schickt dem Sicherheitsmann das Foto aufs Handy, der es an alle seine Kollegen weiterleitet.

Aber sie finden Sebastian nicht.

Zehn Minuten später kommt die Polizei.

Die findet Sebastian auch nicht.

Zwei Stunden später, nachdem die Polizei sämtliche Aufnahmen der Sicherheitskameras überprüft hat, sitzen Marin und Derek vor einem Bildschirm und sehen schockiert und ungläubig, wie ein kleiner Junge in einem Rentierpullover an der Hand einer Person, deren Gesicht nicht zu erkennen ist, die Markthalle verlässt. Die beiden verschwinden durch die Tür beim Eingang zur Tiefga-

rage, was jedoch nicht unbedingt bedeutet, dass sie tatsächlich in die Tiefgarage gehen. In seiner freien Hand hält Sebastian einen großen Lutscher in Regenbogenfarben, genau den gleichen, den seine Mutter ihm gekauft hätte, wenn sie dazu gekommen wäre. Die Person, die Sebastian den Lutscher gekauft hat, trägt ein Weihnachtsmannkostüm, komplett mit schwarzen Stiefeln, buschigen Augenbrauen und weißem Bart. Der Winkel, aus dem die Aufnahme gemacht wurde, macht es unmöglich, das Gesicht zu sehen. Man kann noch nicht einmal erkennen, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt.

Marin kann nicht begreifen, was sie da sieht, sie bittet immer wieder darum, die Szene noch einmal abzuspielen, und stiert mit zusammengekniffenen Augen auf den Bildschirm, als könnte sie auf diese Weise noch irgendetwas sehen, was sie nicht schon gesehen hat. Die Wiedergabe des Videos ist ruckelig, abgehackt, eher wie eine Abfolge körniger Standbilder. Jedes Mal, wenn sie sieht, wie Sebastian aus dem Bild verschwindet, bleibt ihr fast das Herz stehen. Erst ist er noch da, hebt den Fuß, um die Türschwelle zu überschreiten, dann ist er weg.

Da. Weg. Zurückspulen. Da. Weg.

Hinter ihr geht Derek auf und ab und spricht erregt mit einem der Sicherheitsmänner und einem Polizisten, aber sie registriert nur einzelne Wörter – *entführt, gestohlen, Amber-Alarm, FBI* –, viel zu laut ist das Geräusch in ihrem eigenen Kopf. Sie kann nicht akzeptieren, dass das wirklich passiert ist. Es ist, als wäre es jemand anderem passiert. Sie kommt sich vor wie in einem Film.

Eine als Weihnachtsmann verkleidete Person hat ihren Sohn entführt. Absichtlich. Entschlossen.

Obwohl die Videoaufnahme in Schwarz-Weiß und sehr unscharf ist, kann man deutlich sehen, dass Sebastian nicht gezwungen wurde mitzugehen. Er wirkt kein bisschen ängstlich. Sein Gesicht ist entspannt. Schließlich hat er in der einen Hand einen Fünf-Dollar-Lutscher und den Weihnachtsmann an der anderen. Die Damen bei La Douceur Parisienne haben in ihrem Computer nachgesehen und erklärt, im Laufe des Tages sieben Lutscher verkauft zu haben. Aber sie erinnern sich an keinen als Weihnachtsmann verkleideten Kunden, und in dem kleinen Laden gibt es keine Sicherheitskameras. Es gibt nur eine Kamera auf der Straßenseite gegenüber dem Eingang zur Tiefgarage, durch die Sebastian und sein Entführer vermutlich gegangen sind, aber wegen des Winkels sind die Autos, die die Tiefgarage verlassen, nur von Weitem zu sehen, noch dazu von der Seite, sodass keine Nummernschilder zu erkennen sind. Vierundfünfzig Fahrzeuge sind in der Stunde, nachdem Sebastian entführt wurde, aus der Tiefgarage gefahren, und die Polizei kann keins davon identifizieren.

Der Zeitstempel auf dem Video zeigt, dass Sebastian und sein Entführer den Markt vier Minuten, nachdem Marin bemerkt hat, dass ihr Sohn nicht mehr bei ihr war, verlassen haben. Zu dem Zeitpunkt waren die Sicherheitsleute noch gar nicht alarmiert.

Vier Minuten. Das hat gereicht, um ein Kind zu entführen.

Ein Lutscher, ein Weihnachtsmannkostüm und zweihundertvierzig Sekunden.

TEIL EINS

Fünfzehn Monate später

*Du atmest ein bisschen,
und das nennst du Leben?*

Mary Oliver

Kapitel 2

Es heißt, wenn ein Kind in Sebastians Alter nicht binnen vierundzwanzig Stunden nach seinem Verschwinden gefunden wird, dann taucht es wahrscheinlich nie wieder auf.

Das ist der erste zusammenhängende Gedanke, der Marin Machado jeden Morgen nach dem Aufwachen in den Sinn kommt.

Der zweite ist die Frage, ob dies der Tag ist, an dem sie sich das Leben nehmen wird.

Manchmal verfliegen die Gedanken, wenn sie aus dem Bett aufsteht und unter die Dusche geht, werden gewaschen vom heißen Wasser, das aus dem Duschkopf strömt. Manchmal verfliegen sie, wenn sie nach dem Frühstück ins Auto steigt und zur Arbeit fährt. Aber manchmal begleiten sie sie auch den ganzen Tag lang wie dunkle, wispernde Wolken in ihrem Hinterkopf, wie eine Begleitmusik, die sie nicht abstellen kann. An solchen Tagen wirkt sie von außen wie eine ganz normale Frau, die ganz normale Gespräche mit anderen Leuten führt. Aber in ihrem Inneren läuft ein ganz anderer Dialog ab.

Vor ein paar Tagen zum Beispiel ist Folgendes passiert:

Marin betrat ihren Friseursalon in einem pinkfarbenen Etuikleid von Chanel, das sie, noch in der Plastikhülle von der Reinigung, ganz hinten in ihrem Kleiderschrank gefunden hatte. Sie machte richtig was her, was ihrer Empfangsdame, einer jungen Blondine mit einem untrüglichen Stilgefühl, nicht entging.

»Guten Morgen, Marin«, sagte Veronique mit einem gut gelaunten Lächeln. »Was für ein Kleid! Sie sehen umwerfend aus!«

Marin erwiderte Veroniques Lächeln und durchquerte den eleganten Wartebereich. »Danke, V. Ich hatte das Kleid ganz vergessen. Wie sieht's aus heute?«

»Wir sind komplett ausgebucht«, sagte Veronique im typischen Singsang aller Frühaufsteher.

Marin nickte und lächelte noch einmal. Auf dem Weg in ihr Büro dachte sie: *Vielleicht tu ich es heute. Ich nehme die Schere – nicht die neue, mit der ich letzten Sommer Scarlett Johansson die Haare geschnitten habe, sondern die alte, die ich vor fünf Jahren bei J.Lo benutzt habe, die, die mir schon immer am besten in der Hand gelegen hat – und ich steche mir in den Hals, in die Ader, die ich immer pulsieren sehe. Ich mach's vor dem Spiegel im Bad, damit ich nicht danebensteche. Ja, auf jeden Fall im Bad, da können sie hinterher am einfachsten aufwischen – dunkelgraue Schieferfliesen, dunkelgraue Fugen – da heben sich die Blutflecken nicht so extrem ab.*

Sie hat es nicht getan. Offensichtlich nicht.

Aber sie hat daran gedacht. Sie *denkt* jeden Morgen daran. Fast jeden Abend. Manchmal auch nachmittags.

Der heutige Tag fängt zum Glück besser an, und die Gedanken, die sie beim Aufwachen überfallen haben,

verblassen bereits. Bis ihr Wecker klingelt, sind sie komplett verschwunden. Sie schaltet die Nachttischlampe an und verzieht das Gesicht über den widerlichen Geschmack in ihrem Mund, eine unangenehme Erinnerung an die Flasche Rotwein, die sie am Abend zuvor geleert hat. Sie nimmt einen Schluck Wasser aus dem Glas, das sie immer auf dem Nachttisch stehen hat, und bewegt es in ihrem trockenen Mund hin und her, bevor sie es herunterschluckt. Dann nimmt sie ihr Handy vom Ladekabel.

Eine neue Nachricht. *Lebst du noch?*

Sal schickt ihr jeden Morgen die gleiche Nachricht, wenn er nichts von ihr hört. Vermutlich würde jeder andere eine solche Nachricht als unsensibel empfinden, aber so ist Sal nun mal. Sie kennen sich schon seit Ewigkeiten, sie teilen denselben makabren Humor, und Marin ist froh, wenigstens einen Menschen zu haben, der sie nicht permanent mit Samthandschuhen anpackt. Außerdem ist sie sich ziemlich sicher, dass Sal der einzige Mensch auf der Welt ist, der sie nicht insgeheim für den letzten Abschaum hält.

Ihre Augen tränen, sie hat einen Kater. Mit halb tauben Fingern tippt sie: *Halbwegs*. Es ist ihre übliche, kurze Antwort, aber mehr braucht er nicht. Kurz vor dem Schlafengehen wird er sich wieder melden. Er weiß, dass es kurz nach dem Aufwachen und kurz vor dem Einschlafen am schlimmsten ist, dass das die Momente sind, in denen es ihr am schwersten fällt, mit der Wirklichkeit klarzukommen, die jetzt ihr Leben bestimmt.

Der Platz neben ihr ist leer. Das Kopfkissen ist unberührt, die Laken liegen glatt. Derek hat nicht zu Hause

übernachtet. Er ist mal wieder auf Geschäftsreise. Sie hat keine Ahnung, wann er zurückkommt. Er hat vergessen, es ihr zu sagen, als er gestern losgefahren ist, und sie hat vergessen, ihn zu fragen.

Vierhundertfünfundachtzig Tage sind vergangen, seit sie Sebastian verloren haben.

Das bedeutet, dass vierhundertfünfundachtzig Abende vergangen sind, an denen sie ihren Sohn nicht gebadet, ihm keinen sauberen Schlafanzug angezogen, ihn nicht ins Bett gebracht und ihm nicht *Gute Nacht, lieber Mond* vorgelesen hat. Vierhundertfünfundachtzigmal ist sie morgens in einem stillen Haus aufgewacht, kein Lachen, kein Fußgetrappel, kein Sebastian, der ruft: »Mommy, abputzen!«, denn obwohl er längst keine Windeln mehr trug, war er doch erst vier und, was die Körperhygiene betrifft, noch dabei zu lernen.

Vierhundertfünfundachtzig Tage in diesem Albtraum.

Panik kündigt sich an. Ihr Therapeut hat ihr Atemübungen beigebracht, und auf die konzentriert sie sich jetzt, bis das Schlimmste vorüber ist und sie das Gefühl hat, funktionieren zu können. Nichts fühlt sich mehr normal an, aber sie ist besser darin geworden, so zu tun, als ob. Vor allem erschreckt sie die Leute nicht mehr. Seit vier Monaten geht sie jetzt wieder arbeiten. Die Arbeit tut ihr gut; sie zwingt sie, das Haus zu verlassen, sie strukturiert ihren Tagesablauf, sie bringt sie auf andere Gedanken, lenkt sie von Sebastian ab.

Als sie die Beine aus dem Bett schwingt, fährt ihr ein stechender Schmerz in die Schläfe. Mit dem Rest des lauwarmen Wassers spült sie ihr Antidepressivum und eine Multivitamintablette herunter, und fünf Minuten später

steht sie unter der Dusche. Eine Dreiviertelstunde später ist sie angezogen, geschminkt und perfekt frisiert. Jetzt geht es ihr besser. Nicht gut – ihr Kind ist immer noch verschwunden, und das ist immer noch ihre Schuld –, aber hin und wieder gibt es Momente, in denen sie sich nicht so fühlt, als hinge ihr Leben an einem seidenen Faden. Jetzt ist so ein Moment. Sie verbucht ihn als kleines Geschenk.

Der Tag vergeht schnell. Vier Haarschnitte, einmal Tönen, einmal Strähnchen und eine Mitarbeiterbesprechung, geleitet von Sadie, an der Marin jedoch teilnimmt. Kurz nach Sebastians Geburt hat sie Sadie zur Geschäftsführerin mit entsprechendem Gehalt befördert. Seitdem ist Sadie für den Tagesablauf in allen drei Salons zuständig. Schon vor Sebastians Entführung hätte Marin Sadie nicht verlieren wollen, aber seitdem ist ihr allein die Vorstellung ein Horror. Marin musste zu Hause bleiben und sich ihrem Kummer hingeben, was sie ein Jahr lang getan hat, bis Derek und ihr Therapeut meinten, es sei für sie an der Zeit, wieder zur Arbeit zu gehen.

Sie ist immer noch die Chefin – schließlich ist es ihr Unternehmen –, aber die meiste Zeit verbringt sie jetzt wieder mit Haareschneiden und -färben, wenn auch nur für ausgewählte Stammkundinnen, die sie intern als VIPs bezeichnen. Lauter steinreiche Frauen. Einige davon sind sogar kleine Berühmtheiten und bezahlen sechshundert Dollar dafür, dass Marin Machado vom Marin Machado Salon & Spa ihnen die Haare macht.

Denn vor langer Zeit *war sie jemand*. Zeitschriften wie *Vogue*, *Allure* und *Marie Claire* haben Artikel über sie gebracht. Marin Machado zu sein war damals cool.

Wenn man ihren Namen googelte, tauchten Fotos von den drei berühmtesten Jennifers auf – Lopez, Lawrence und Aniston –, Frauen, deren Haare Marin höchstpersönlich gestylt hat; aber die Berichte über Sebastians Verschwinden haben das Interesse an ihrer Arbeit in den Hintergrund gedrängt. Berichte über die groß angelegte Suchaktion, die ergebnislos geblieben ist. Beschwerden über die Sonderbehandlung, die Marin und Derek vonseiten der Polizei zuteilwurde, denn auch Derek ist *jemand*, sie sind ein wohlhabendes Paar mit guten Verbindungen. Berichte über ihre Freundschaft mit der Polizeichefin (wobei Freundschaft total übertrieben ist – sie kennen die Frau nur flüchtig von ein paar Wohltätigkeitsveranstaltungen, auf denen sie ihr über die Jahre begegnet sind). Gerüchte, nach denen Marin angeblich mehrere Selbstmordversuche unternommen hat.

Jetzt ist sie ein tragischer Fall.

Es war Sadies Vorschlag, Marin solle wieder Haare schneiden. Die handwerkliche Tätigkeit bekommt Marin gut. Sie geht regelrecht in ihrer Arbeit auf, nichts bereitet ihr mehr Vergnügen, als hinter einer Kundin zu stehen und Farben anzumischen und mit der Schere zu hantieren. Frisuren zu kreieren ist die perfekte Mischung aus Handwerk und Chemie, und Marin ist verdammt gut in ihrem Metier.

Jetzt gerade sitzt im Frisiersessel vor ihr eine Frau namens Aurora, eine Stammkundin und Ehefrau eines ehemaligen Spielers der Seattle Mariners. Ihr braunes Haar ergraut immer mehr, weswegen sie vor einiger Zeit angefangen hat, es nach und nach blondieren zu lassen.

Heute wünscht Aurora sich platinblonde Strähnen, die das Gesicht einrahmen und »nach Strand« aussehen, aber ihr Haar ist trocken, sehr fein und bereits stark gealtert. Marin entschließt sich, die Strähnen mit einer Mischung aus einer milden Blondierung und einem Keratin-Härter einzeln per Hand aufzutragen. Als Aurooras Haare einen hellen Gelbton angenommen haben, der an die Innenseite einer Bananenschale erinnert – ein Prozess, der, abhängig von tausend Faktoren, zwischen zehn und fünfundzwanzig Minuten dauern kann –, spült sie das Mittel aus und appliziert eine Silbertönung, die sie knapp drei Minuten einwirken lässt, um genau das Weißblond zu erzielen, das die Kundin sich wünscht.

Der Prozess ist kompliziert, aber etwas, das Marin im Griff hat. Sie braucht Aufgaben mit vorhersehbarem Ergebnis. Nach einer Woche im Salon ist ihr klar geworden, dass sie besser daran getan hätte, viel eher wieder arbeiten zu gehen, anstatt die vielen Stunden beim Therapeuten zu verbringen.

»Und? Was sagen Sie?«, fragt sie Aurora, während sie noch ein paar Strähnen zurechtupft und anschließend für einen flexiblen Halt etwas Haarspray aufsprüht.

»Perfekt! Wie immer.« Das sagt Aurora jetzt jedes Mal, anscheinend weiß sie nicht mehr, was sie sonst zu Marin sagen soll. Früher hat Aurora sich immer wortreich darüber ausgelassen, was ihr an ihrer Frisur gefiel und was nicht. Aber neuerdings ist sie nur noch voll des Lobs.

Marin sucht im Gesicht ihrer Kundin nach Anzeichen für Unzufriedenheit, aber Aurora wirkt ehrlich beglückt, als sie den Kopf hin- und herdreht, um das Ergebnis von

allen Seiten zu begutachten. Zufrieden lächelt sie in den Spiegel. »Super. Das haben Sie toll hingekriegt!«

Marin nimmt das Lob mit einem Nicken und einem Lächeln entgegen, entfernt den Frisierumhang und begleitet ihre Kundin zum Empfangsbereich, wo Veronique bereits an der Kasse wartet. Als Marin Aurora mit einer angedeuteten Umarmung verabschiedet, drückt diese sie übertrieben fest an sich.

»Sie schlagen sich wirklich tapfer, meine Liebe, weiter so«, flüstert Aurora, was Marin ziemlich unangenehm ist. Sie murmelt ein hastiges *Danke* und atmet erleichtert auf, als die Frau sie endlich loslässt.

»Feierabend?«, fragt Veronique einige Minuten später, als sie Marin mit Mantel und Handtasche aus dem Büro kommen sieht.

Marin wirft einen kurzen Blick auf den Bildschirm. Sie hat am nächsten Tag nur drei Termine, alle am Nachmittag, das heißt, dass ihr nach der Therapiesitzung am Morgen ein paar Stunden bleiben, um Büroarbeit zu erledigen. Theoretisch braucht sie sich darum nicht zu kümmern, aber sie hat kein gutes Gefühl dabei, Sadie den gesamten Papierkram zu überlassen.

»Sagen Sie Sadie, dass ich morgen früh hier bin«, sagt Marin und wirft einen kurzen Blick auf ihr Handy.
»Schönen Abend, V.«

Sie geht zu ihrem Auto, und als sie gerade den Motor anlässt, kommt eine Textnachricht von Sal. In diesen Zeiten ist er der Einzige, der ihr ein Lächeln entlocken kann, das nichts mit Höflichkeit oder Verpflichtung zu tun hat.

Komm in die Kneipe, schreibt er. Ich hocke hier allein

mit ein paar Studis, die noch nicht mitgekriegt haben, dass es andere Biersorten als Budweiser gibt.

Geht nicht, antwortet sie. *Bin unterwegs zur Gruppe.*

Okay, schreibt Sal. *Dann komm nach der Selbstgeißelung vorbei. Du fehlst mir.*

Sie ist versucht zuzusagen, denn er fehlt ihr auch, aber nach der Gruppe ist sie immer fix und fertig. *Mal sehen,* schreibt sie, weil sie nicht direkt Nein sagen will. *Du weißt ja, wie müde mich das macht. Ich geb dir Bescheid.*

Alles klar, schreibt er. *Ich hab 'nen neuen Cocktail erfunden, den du unbedingt probieren musst – Mojito mit je einem Schuss Grenadine und Ananas. Ich nenne ihn Hawaii 5-0.*

Klingt ekelhaft, antwortet sie grinsend. Sal kontert mit einem GIF von einem Mann, der ihr den Stinkefinger zeigt, was sie mit einem Schnauben quittiert.

Sal fragt nicht, wo Derek den Abend verbringt. Das tut er nie.

Bis nach SoDo, »South of Downtown«, einem angesagten neuen Viertel von Seattle, braucht sie mit dem Auto eine Viertelstunde. Als sie auf den Parkplatz eines heruntergekommenen Einkaufszentrums fährt, wo das Gruppentreffen stattfindet, ist die Traurigkeit wieder da. Was in Ordnung ist, denn der Gruppenraum ist wahrscheinlich der einzige Ort auf der Welt, wo sie sich so mies fühlen kann, wie sie es braucht, ohne sich dafür entschuldigen zu müssen – ohne automatisch die unglücklichste Person im Raum zu sein. Nicht mal in ihren Therapiesitzungen ist das so. Natürlich sind diese Sitzungen ein geschützter Ort, aber dennoch wird sie dort

beurteilt, denn es steht immer die unausgesprochene Erwartung im Raum, dass sie Fortschritte machen soll.

Bei dem Gruppentreffen heute Abend braucht niemand sich zu verstellen. »Selbsthilfegruppe für Eltern verschwundener Kinder im Großraum Seattle« ist ein hochtrabender Name für einen zusammengewürfelten Haufen von Leuten, die etwas ganz Schreckliches gemeinsam haben: ein vermisstes Kind. Sal bezeichnet die Teilnahme an solchen Gruppentreffen als Selbstgeißelung. Er hat nicht ganz unrecht. An manchen Abenden passiert genau das. Und es ist genau das, was Marin braucht.

Vor einem Jahr, drei Monaten und neunundzwanzig Tagen war der schlimmste Tag ihres Lebens, damals hat sie den schlimmsten Fehler ihres Lebens begangen. Was passiert ist, ist ganz allein ihre Schuld.

Wenn sie keine Textnachricht geschrieben hätte, wenn sie Sebastians Hand nicht losgelassen hätte, wenn sie eher mit ihm zu dem Süßwarenladen gegangen wäre, wenn sie ihn nicht mit in das Antiquariat geschleppt hätte, wenn sie eher von ihrem Handy aufgeblickt hätte, *wenn, wenn, wenn, wenn, wenn ...*

Ihr Therapeut sagt, sie muss aufhören, sich auf diesen Tag zu fixieren, er sagt, dass es nicht hilft, jede Sekunde jenes schrecklichen Tags wieder und wieder in Gedanken durchzugehen, als könnte sie auf magische Weise irgendein neues Detail entdecken. Er sagt, sie muss eine Möglichkeit finden, das Geschehene zu verarbeiten und hinter sich zu lassen, was natürlich nicht bedeutet, Sebastian aufzugeben. Es würde bedeuten, ein erfülltes Leben zu führen – trotz allem, was passiert ist, trotz dem, was sie *zugelassen* hat, trotz dem, was sie getan hat.

Marin hält ihren Therapeuten für einen Idioten, deswegen will sie auch nicht mehr zu ihm gehen. Sie will gar nichts anderes, als sich auf jenen Tag zu fixieren. Sie *will* in der Wunde rühren. Sie will nicht darüber wegkommen, denn das würde bedeuten, dass es vorbei ist, dass ihr kleiner Sohn niemals wieder zurückkommt. Es geht ihr einfach nicht in den Kopf, dass das keiner kapiert.

Außer den Leuten in der Selbsthilfegruppe.

Sie blickt zu dem alten gelben Schild des Donutladens hoch, dessen Farbe irgendetwas zwischen Senf- und Zitronengelb ist. Es leuchtet rund um die Uhr. Wenn ihr vor einem Jahr jemand prophezeit hätte, dass sie sich einmal im Monat hier mit Leuten treffen würde, die sie vorher gar nicht kannte, hätte sie es nicht geglaubt.

Aber es gibt vieles, was sie nicht geglaubt hätte.

Ihr Schlüsselbund rutscht ihr aus der Hand, doch es gelingt ihr, ihn zu fangen, bevor er in einer schlammigen Pfütze landet. So sieht ihr Leben derzeit aus – wie ein Jongleur ist sie ständig damit beschäftigt, Ausrutscher zu korrigieren, so zu tun, als ginge es ihr gut, während sie sich am liebsten einfach gehen lassen würde.

Eines Tages werden ihr alle Bälle entgleiten, und sie werden nicht einfach nur kaputtgehen.

Sie werden in tausend Stücke zersplittern.

Kapitel 3

Das FBI schätzt, dass in den USA derzeit etwa dreißigtausend Kinder vermisst werden.

Das ist eine erschreckend hohe Zahl, und doch fühlt man sich als Mutter oder Vater eines vermissten Kindes seltsam isoliert. Ein Mensch, dem das noch nicht passiert ist, kann sich unmöglich vorstellen, was für ein unfassbarer Albtraum es ist, nicht zu wissen, wo das eigene Kind ist und ob es überhaupt noch lebt oder nicht. Marin braucht die Nähe von Leuten, die durch genau diese Hölle gehen. Sie braucht einen sicheren Ort, wo sie all ihre Ängste abladen und sezieren kann, in dem Wissen, dass die anderen Anwesenden das Gleiche tun.

Sie hat Derek gebeten, sie zu diesen Gruppentreffen zu begleiten, aber er hat abgelehnt. Er redet sowieso nicht gern über seine Gefühle, und über Sebastian zu sprechen geht gar nicht. Sobald irgendjemand ihren Sohn erwähnt, macht er dicht. Er stellt sich sozusagen tot, und je mehr jemand seine Sorge um Dereks Wohlergehen zum Ausdruck bringt, desto mehr zieht er sich zurück, bis die Leute es aufgeben und ihn in Ruhe lassen. Selbst Marin gegenüber verhält er sich so. Vielleicht sogar ganz besonders ihr gegenüber.

Vor etwas weniger als einem Jahr, als Marin zum ersten Mal zu einem Gruppentreffen gegangen ist, waren sie zu siebt. Damals trafen sie sich im Keller der Kirche St. Augustin. Inzwischen ist die Gruppe auf vier Mitglieder geschrumpft, die sich jetzt im Hinterzimmer dieses Donutladens treffen. Eine sonderbare Wahl, aber die Besitzerin des Big Holes ist die Mutter eines verschwundenen Kindes.

Der Name Big Holes klingt eigentlich lustig, aber Frances Payne hat nicht viel Sinn für Humor. Als sie und Marin sich kennenlernten, hat sie gleich zu Anfang erklärt, dass das Big Holes keine Bäckerei sei, weil dort nur zweierlei zubereitet werde, nämlich Kaffee und Donuts. Ihren Laden als Bäckerei zu bezeichnen würde ein Maß an Backkunst suggerieren, über das sie nicht verfüge. Frances ist Anfang fünfzig und sieht aus wie siebzig, ihr Gesicht ist so zerfurcht wie eine Relieflandkarte. Ihr Sohn Thomas ist im Alter von fünfzehn Jahren verschwunden. Eines Abends hat er eine Party besucht, auf der lauter Minderjährige sich mit Alkohol und Drogen zugehörnt haben. Am nächsten Morgen war er weg. Niemand konnte sich erinnern, wann er die Party verlassen hatte. Er hat nichts zurückgelassen. Er war einfach weg. Frances ist alleinerziehende Mutter, und Thomas war ihr Ein und Alles. Er ist jetzt seit neun Jahren verschwunden.

Lila Figueroa ist die Jüngste unter den vier Gruppenmitgliedern. Sie hat drei Kinder, ist Zahnprophylaxehelferin und verheiratet mit Kyle, einem Kinderzahnarzt. Die beiden haben zwei gemeinsame Kinder, zwei kleine Jungs. Das Kind, das vermisst wird, ist Devon, Lilas

Sohn aus erster Ehe. Er wurde eines Tages von seinem leiblichen Vater, der kein Umgangsrecht hatte, von der Schule abgeholt und ist seitdem verschwunden. Das war vor drei Jahren, da war Devon zehn, und der letzte Ort, an dem er und sein Vater gesichtet wurden, ist Santa Fe, New Mexico. Devon wurde zwar nicht von einem Fremden entführt, aber sein Vater ist gewalttätig, sagt Lila. Als Devon noch klein war, hat sein Vater ihm mal das Bein an einer Herdplatte verbrannt, weil er nicht aufhörte zu weinen, und das war der Hauptgrund, warum Lila den Mann zusammen mit ihrem Sohn verlassen hat.

Simon Polniak ist der einzige Vater in der Gruppe. Er leitet eine Toyota-Niederlassung in Woodinville und fährt alle paar Monate mit einem neuen Modell vor. Anfangs kam er zusammen mit seiner Frau Lindsay zu den Gruppentreffen, aber die beiden haben sich vor einem halben Jahr scheiden lassen. Sie hat den Hund behalten und Simon die Gruppe. Er scherzt immer, dass sie das bessere Los gezogen hat. Die Tochter der beiden, Brianna, war dreizehn, als ein Fremder, der sich als sechzehnjähriger Junge namens Travis ausgab, sie übers Internet weggelockt hat. Laut den polizeilichen Ermittlungen war Travis in Wirklichkeit ein neunundzwanzigjähriger Angestellter einer Elektronikhandelskette, der noch bei seinen Eltern lebte. Er ist am selben Tag verschwunden wie Brianna. Das war vor vier Jahren, und seitdem hat niemand von den beiden etwas gesehen oder gehört.

Jeden ersten Dienstag im Monat treffen sich die vier im Hinterzimmer des Big Holes. Hin und wieder stößt jemand Neues dazu – Frances hat eine Facebookseite,

am Schwarzen Brett der Kirche St. Augustin gibt es einen Aushang, außerdem wird die Gruppe auf der Webseite der Kirche erwähnt –, aber die Neuen bleiben meist nicht lange. Gruppentreffen, vor allem die Zusammenkünfte dieser speziellen Gruppe, sind nicht jedermanns Sache.

Heute Abend ist eine Neue da. Frances stellt sie als Jamie vor – kein Nachname, jedenfalls vorerst nicht. Als Marin den Raum betreten hat, hat sie an Jamies Körpersprache sofort erkannt, dass, was auch immer Jamie zugestoßen ist, noch nicht lange her sein kann. Ihre Augen sind verheult, ihre Wangen hohl, ihre Haare noch feucht vom Duschen (vermutlich hat sie sich zum Duschen überwinden müssen, bevor sie das Haus verließ). Ihre Kleider schlackern ihr am Körper, als hätte sie stark abgenommen. Schwer zu sagen, wie alt sie ist, aber Marin schätzt sie auf Ende dreißig. Ihre riesige Handtasche steht neben ihrem Stuhl auf dem Boden, und ihre Füße, die in sündhaft teuren Sandaletten stecken, wippen unruhig. Sie sieht aus wie eine Frau, die normalerweise regelmäßig zur Pediküre geht, aber jetzt sind ihre Zehennägel nicht einmal lackiert.

Marin begrüßt die Anwesenden und nimmt sich einen Kokosdonut. Als sie sich setzt, tauscht sie mit Simon einen wissenden Blick. Es ist immer interessant zu sehen, wie lange jemand Neues bleibt. Viele halten nicht einmal bis zum Ende des ersten Treffens durch. So hautnah mitzerleben, wie ein solches Leben sich auswirkt, ist einfach zu viel.

Die Schuldgefühle sind zu groß.

»Wer möchte anfangen?«, fragt Frances und blickt in die Runde.

Jamie lässt den Kopf hängen. Lila räuspert sich, woraufhin sich ihr alle zuwenden.

»Mit Kyle und mir läuft es nicht gut.« Lila sieht dünner aus als beim letzten Mal; die Ränder unter ihren Augen wirken dunkler. Sie trägt Jeans und einen dicken Strickpullover mit einer riesigen Himbeere aus pinkfarbenen Pailletten auf der Brust. Solche kitschigen Pull-over zieht sie wegen der Kinder in der Zahnarztpraxis an. Ihren Donut mit Zuckerguss hat sie noch nicht angerührt, aber sie trinkt gierig Kaffee, der Tassenrand ist mit Lippenstift beschmiert, und man sieht, dass ihre Lippen rissig sind.

»Ich weiß nicht, wie lange wir noch so tun können, als ginge es uns gut. Wir streiten uns die ganze Zeit, und zwar heftig. Wir schreien uns an, schlagen mit den Fäusten gegen die Wände, zerdeppern Sachen. Kyle regt sich darüber auf, dass ich herkomme. Er sagt, ich klammere.« Sie schaut in die Runde, die Erschöpfung dringt ihr aus allen Poren. »Findet ihr das auch, dass wir hier *klammern*?«

Natürlich tun sie das. Aber Marin spricht es nicht aus, weil keiner von ihnen so etwas will.

Simon isst gerade seinen zweiten Donut, und sie denkt, dass er sich garantiert noch einen dritten einverleiht, bevor sie alle nach Hause gehen. Er hat zugenommen, seit er und Lindsay sich getrennt haben, er hat eine Wampe bekommen und sich einen Bart wachsen lassen, um seine dicken Backen zu kaschieren. Seine Haare sind zu einem Wuschelkopf verwildert. In ihrem Salon könnte Marin seine Locken wieder in Form bringen, aber sie fürchtet, es könnte herablassend rüberkommen,

wenn sie ihm ihre Dienste anbietet. Sie hat den Verdacht, dass die anderen sie sowieso für arrogant halten, und dass sie heute in dem Chanelkostüm hier aufgekreuzt ist, das sie im Salon anhatte, macht es auch nicht besser.

»Und wenn schon?«, fragt Simon. »Irgendwo müssen wir ja bleiben mit unseren Gedanken, mit unseren Fragen. Wo sollen wir denn sonst damit hin?« Er stopft sich den Rest seines Donuts in den Mund und wischt die Hände an seiner Jeans ab. »Lindsay war irgendwann der Meinung, dass es ihr nicht guttun würde, weiterhin herzukommen. Sie wollte nicht mehr darüber nachdenken, nicht mehr darüber reden. Sie meinte, nach den Gruppentreffen fühlte sie sich manchmal noch schlechter als vorher, weil ihr sie daran erinnert habt, dass es nie ein Happy End geben wird.«

Alle seufzen. Keiner will es hören, aber Lindsay hat recht. Das ist das Problem mit Selbsthilfegruppen für Eltern vermisster Kinder. Wer zu den wenigen Müttern oder Vätern gehört, deren Kind irgendwann gefunden wird, kommt nicht mehr zu den Treffen. Tot oder lebendig, das Kind ist gefunden, wird nicht mehr *vermisst*, und wer dann immer noch Unterstützung braucht, braucht etwas anderes. Nicht diese Gruppe, nicht diese Leute. Eine Entfremdung von der Gruppe ist unausweichlich, vor allem, wenn das Kind tot ist. Und das beruht auf Gegenseitigkeit; davon will niemand etwas hören.

Auch wenn das Kind wundersamerweise lebend gefunden wird, gehen die Eltern nicht mehr zu den Gruppentreffen, denn sie wollen nicht an den Albtraum erinnert werden, den sie durchgemacht haben und der sie immer noch jeden Tag zu ersticken droht.

Die Ehe von Lila und Kyle steht schon auf der Kippe, seit Marin sich der Gruppe angeschlossen hat. Die Scheidungsrate bei Eltern von vermissten Kindern ist exorbitant hoch. Zumindest streiten Lila und Kyle sich noch. Im Gegensatz zu Marin und Derek. Um sich anzuschreien, müssen zwei Menschen zumindest ein bisschen füreinander empfinden.

»Er trifft sich oft mit einer Frau, die er vor ein paar Monaten auf einem Ärztekongress kennengelernt hat«, bricht es aus Lila hervor. Sie läuft fast so rot an wie die Himbeere auf ihrem Pullover. »Er sagt, sie sind nur befreundet, aber sie treffen sich zum Kaffee und zum Mittagessen, und als ich ihn gefragt hab, ob er sie mir vorstellt, meinte er, es muss möglich sein, dass er Freunde hat, die nicht auch meine Freunde sind. Aber ich glaube ... Ich glaube, er geht fremd.«

Schweigen legt sich über die Gruppe.

»Ach, nein, das tut er bestimmt nicht«, sagt Simon schließlich. Irgendeiner muss etwas sagen, und Simon ist fast immer der Erste, der das Wort ergreift, weil er langes Schweigen nicht gut ertragen kann.

»Er liebt dich«, sagt Frances, doch sie klingt nicht überzeugt.

Jamie sagt nichts. Sie hält den Blick gesenkt, während sie sich eine feuchte Haarsträhne um einen Finger wickelt.

Jemand stößt einen tiefen Seufzer aus, und als sich alle Marin zuwenden, wird ihr bewusst, dass der Seufzer von ihr kam.

»Kann doch sein, dass er fremdgeht«, sagt sie. Simon und Frances werfen ihr einen scharfen Blick zu. Das